

**Prof. Dr. Dr. Klaus Schonauer**  
**Friedrich Hölderlin und die Orthographie**

Bereits vor seinem Tod 1843 in Vergessenheit geraten, von den Nationalsozialisten für ihre Ideologie instrumentalisiert und erst in den 50-er Jahre 20-ten Jahrhundert wiederentdeckt und bewundert für die Art, in der seine Lyrik der deutschen Sprache zu neuen Ausdruckshorizonten verhilft, verschwindet Friedrich Hölderlin in den letzten Jahren allmählich aus dem literarischen Bewusstsein vieler deutscher Leser. Vielleicht kennt man sein Gedicht „Hälfte des Lebens“ oder Auszüge aus seinem Roman „Hyperion“, man erinnert sich an die literarische Figur Diotima, die man nahtlos in Verbindung mit Hölderlins über alles geliebte Muse Susette Gontard bringt, der Bankiersfrau und der Mutter seines Privatschülers, für die sich seine Liebe nicht erfüllen wird. Man erinnert sich auch an die weiteren griechischen Gestalten seiner Lyrik, die man in unmittelbarer Nähe zu Christus findet, und man glaubt viele paränetisch anmutende

geflügelte Worte in Zusammenhang mit seinem Namen bringen zu können: „Was aber bleibt stiften die Dichter“, oder „Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch“. Vor allem weiß man von seinem seelischen Zusammenbruch und meint, die ungewöhnliche Syntax der Gedichte aus dieser Zeit mit der herannahenden Erkrankung erklären zu können.

Ist diese Vermutung gerechtfertigt?

DER ISTER

Jetzt komme, Feuer!  
Begierig sind wir,  
Zu schauen den Tag,  
Und wenn die Prüfung  
Ist durch die Knie gegangen,  
Mag einer spüren das Waldgeschrei.  
Wir singen aber vom Indus her  
Fernangekommen und  
Vom Alpheus, lange haben  
Das Schickliche wir gesucht,  
Nicht ohne Schwingen mag  
Zum Nächsten einer greifen  
Geradezu  
Und kommen auf die andere Seite.  
Hier aber wollen wir bauen.  
Denn Ströme machen urbar  
Das Land. Wenn nämlich Kräuter wachsen  
Und an denselben gehn  
Im Sommer zu trinken die Tiere,  
So gehn auch Menschen daran.

Man nennet aber diesen den Ister.  
Schön wohnt er. Es brennet der Säulen Laub,  
Und reget sich. Wild stehn  
Sie aufgerichtet, untereinander; darob  
Ein zweites Maß, springt vor  
Von Felsen das Dach. So wundert  
Mich nicht, daß er  
Den Herkules zu Gaste geladen,  
Fernglänzend, am Olympos drunten,  
Da der, sich Schatten zu suchen  
Vom heißen Isthmos kam,  
Denn voll des Mutes waren  
Dasselbst sie, es bedarf aber, der Geister wegen,  
Der Kühlung auch. Darum zog jener lieber  
An die Wasserquellen hieher und gelben Ufer,  
Hoch duftend oben, und schwarz  
Vom Fichtenwald, wo in den Tiefen  
Ein Jäger gern lustwandelt

Mittags, und Wachstum hörbar ist  
An harzigen Bäumen des Isters,

Der scheint aber fast  
Rückwärts zu gehen und  
Ich mein, er müsse kommen  
Von Osten.  
Vieles wäre  
Zu sagen davon. Und warum hängt er  
An den Bergen gerade? Der andre,  
Der Rhein, ist seitwärts  
Hinweggegangen. Umsonst nicht gehn  
Im Trocknen die Ströme. Aber wie? Ein Zeichen braucht es,  
Nichts anderes, schlecht und recht, damit es Sonn  
Und Mond trag im Gemüt, untrennbar,  
Und fortgeh, Tag und Nacht auch, und  
Die Himmlischen warm sich fühlen aneinander.  
Darum sind jene auch  
Die Freude des Höchsten. Denn wie käm er  
Herunter? Und wie Hertha grün,  
Sind sie die Kinder des Himmels. Aber allzuredig  
Scheint der mir, nicht  
Freier, und fast zu spotten. Nämlich wenn

Angehen soll der Tag  
In der Jugend, wo er zu wachsen  
Anfängt, es treibet ein anderer da  
Hoch schon die Pracht, und Füllen gleich  
In den Zaum knirscht er, und weithin hören  
Das Treiben die Lüfte,  
Ist der zufrieden;  
Es brauchet aber Stiche der Fels  
Und Furchen die Erd,  
Unwirtbar wär es, ohne Weile;  
Was aber jener tuet, der Strom,  
Weiß niemand.

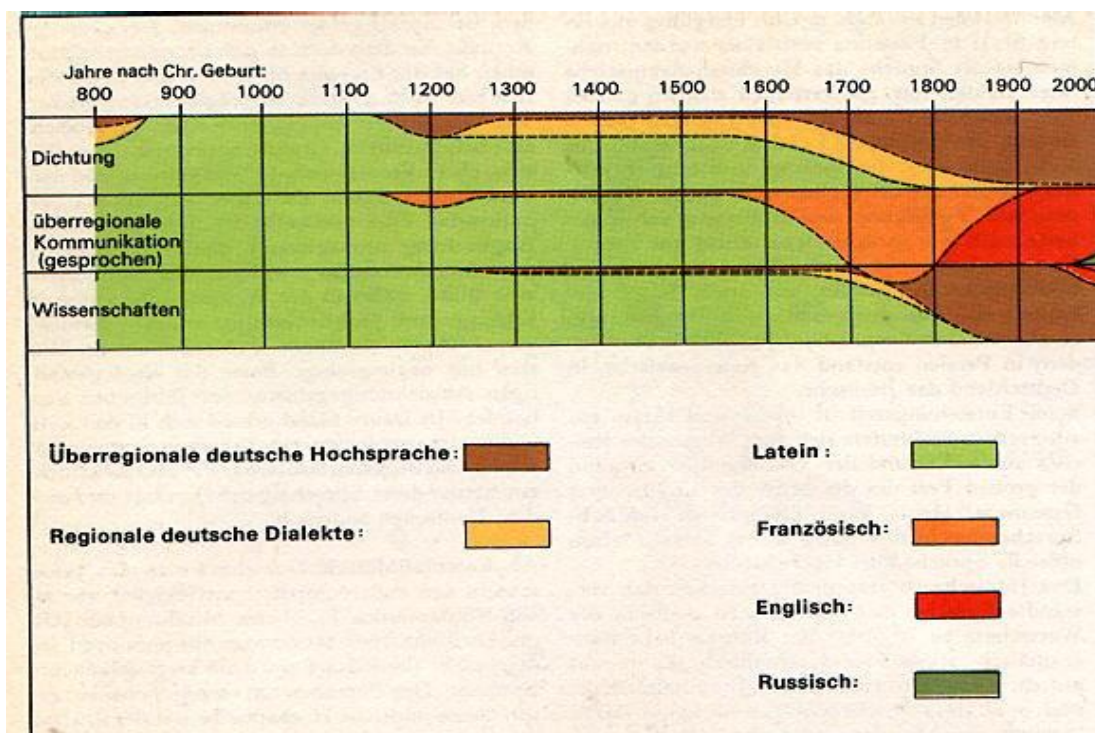
Wie nähert man sich dieser zunächst befremdlichen Sprechweise, wie kann man sich Zugang zu dem vom Autor intendierten lyrischen Sinn verschaffen und wie entziffert man die hier so plastischen, anschaulichen Metaphern? Ein Kennzeichen der Hymnen Hölderlins nach 1803 ist die insistierende Modellierung der Sprache bis zur Unkenntlichkeit, und trotzdem ist man von ihr fasziniert und glaubt Altbekanntes zu erkennen. Woran liegt das? Kann etwa der Brief Hölderlins, den er an seinen Freund Ulrich von Böhlendorf am 4. Dez 1801 schrieb, diese sprachliche Verklausulierung erklären?

In diesem Brief erläutert Hölderlin die Auffassung von der Aufgabe seiner Dichtung als kulturelles Transportmittel: anders als die

Griechen, denen das Pathos, das „Feuer vom Himmel“, die starke Emotionalität eigen ist, sind die Menschen, die den Witterungen Nordeuropas ausgesetzt sind, kühler, nüchterner, ihnen sei, so Hölderlin, die junonische Nüchternheit angeboren. Das Eigene frei zu gebrauchen ist schier unmöglich, es bedarf des Umwegs über das Entgegengesetzte. Das wäre im Falle der deutschen Dichtung der expressive Ausdruck der griechischen Sprache und Metaphorik, den Hölderlin in Anlehnung an die griechischen Tragiker modelliert. So entwickelt Hölderlin sprachliche Strategien, die dazu dienen, den Ausdruck der deutschen Sprache zu intensivieren, ihn pathetisch, hieratisch, dunkel und ermahnend wirken zu lassen.

Wie die erst seit einigen Jahrzehnten normierte Orthographie diesem Desiderat untergeordnet wird, wie Hölderlin sich über die Regeln der Zeichensetzung hinwegsetzt, um dem sprachlichen Ausdruck mehr Intensität zu verleihen, darüber hat der Vortrag des HBS von Prof. Klaus Schonauer Klarheit verschafft.

Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Rechtschreibung im deutschsprachigen Raum, galt das Interesse der Fragestellung, ob Hölderlins Abweichungen von dem normierten Sprachgebrauch seiner sich allmählich anbahnenden seelischen Krankheit zu verschulden ist, oder aber, ob sich Hölderlin bewusst von diesen Regeln distanzierte, in der Annahme, auf diese Weise die Sprache flexibel zu halten.



Eine andere Theorie will in dem ungewöhnlichen Satzbau der Hölderlinschen Lyrik nicht allein eine Anlehnung an das Griechische sehen, sondern eine direkte Anleihe aus den Pindarischen Hymnen. Das erklärt auch den hymnischen Ton vieler Gedichte Hölderlins ab

1800. Dass Hölderlin sich dieser Abweichungen bewusst war, beweist auch der Brief an seinen Freund Christian Ludwig Neuffer, vom 3. Juli 1799, in dem Hölderlin für seine Lyrik „einen Weg zwischen den beiden Extremen, der Regellosigkeit und der blinden Unterwerfung unter alte Formen“ sucht.

Der Referent verweist nicht allein auf Hölderlins Interesse für und Nachahmung der Hymnen Pindars, die hauptsächlich mit den Übersetzungen dieser Hymnen 1800 erfolgte, sondern auch auf die Übersetzungen der Sophokleischen Trauerspiele, die Hölderlin ab 1803, dem Jahre seiner seelischen Erkrankung, zu übersetzen begann. Zugleich bemerkte Klaus Schonauer, dass sich Hölderlin möglicherweise vor Krankheitsschüben gerade in der Übersetzung griechischer Tragödien Halt und Schutz suchte, war ihm doch die griechische Sprache und Kultur seit Kindheitstagen vertraut.

Der Vortrag endet eher offen, ohne jedoch für den so ungewöhnlichen Satzbau der Hymnen Hölderlins eine einzige oder eine bis in allen Details einstimmige Erklärung anzubieten. Offen bleibt auch die Frage nach seiner authentischen oder vielleicht doch simulierten seelischen Erkrankung, um sich so der Aufsicht der Sicherheitsbehörden der Zeit zu entziehen. Wovon der Vortrag jedoch überzeugt ist, ist die außergewöhnliche Anschaulichkeit der Dichtung Hölderlins sowie die Bereitschaft des Referenten, mit dem anwesenden Publikum über diese Deutungsansätze ins Gespräch zu kommen.

Lisa Mann, Ellenrieder Gymnasium Konstanz